Sein Herzenskind.

Novelle von Jassy Torrund.

(16. Fortsetzung und Schluß.)

„Denk' nicht mehr an das, was gewesen ist," sagte er sanft und ernst, in dem heißen Bemühen, ihr zu Hilfe zu kommen. „Das ist verwunden und vergessen. Ich bin dein alter Onkel und Pflegevater, dem du schon erlauben mußt, ein wenig an deinem Lebensglück mitzubauen."

Und da sie immer noch schwieg, rathlos, womit sie beginnen sollte, sagte er, der es verstand, den Gedanken des Kindes, das er erzogen, in dessen Seele er seine eigenen Gedanken gepflanzt, vorsichtig und liebevoll und zartfühlend wie kein anderer, nachzugehen:

„Und wenn du mir dies Recht nicht mehr zugestehst, Käthe—weil du vielleicht glaubst, daß ich mir's in einer thörichten Stunde für immer verscherzt habe — so wirst du doch von Tante Agnes und in ihrem Sinne das annehmen, was sie dir, unserm theuern Pflegekinde — einst zugedacht hatte."

So wußte er ihr den Weg zu ebnen, der Demüthigung ihren Stachel, der Wohlthat den Schein des Almosens zu nehmen, das Unmöglichscheinende möglich und erträglich zu machen.

Sie sagte sich das nicht mit Worten, sie dachte es kaum in bewußten Gedanken, aber sie empfand es tief und heiß, wie sie in dieser Sekunde so recht erst die Größe solcher Liebe begriff, die ihr mit himmlischer Geduld nachging und sie aufsuchte, wie der gute Hirt sein verlorenes Schäflein aufsuchte und auf seinen Armen heimtrug. Wie sie das rührte und erschütterte und ihr das Herz um und um drehte!

Wenn sie Heinz Döbbelin noch so geliebt hätte, wie sie ihn anfangs zu lieben geglaubt, wie dankbar hätte sie jetzt Onkel Willys Güte und Großmuth annehmen können, der ihr ja nicht aus Eigenem gab, sondern nur, was Tante Agnes ihr zugedacht!

Wie glatt und eben und sonnig wäre dann ihr Lebensweg gewesen!

Das alles schoß mit Gedankenschnelle durch Käthchens Seele; sie sah, daß Onkel Willy sie ruhig und erwartungsvoll, gütig wie immer, anblickte, und begriff, daß sie doch endlich etwas sagen müsse.

„Wir — ich habe noch gar nicht daran gedacht, wie alles werden soll", stammelte sie endlich.

Er nickte.

„Das läßt sich denken, Kätzchen. So im ersten jungen Liebesglück, da träumt und liebt man nur und denkt nur an das glückselige Heute. Dazu sind die Alten da, um auch an das Morgen zu denken und den Jungen das Nestchen auszubauen. — Aber erzähle mir doch, Kind — die Methnern sagt, du hättest Vertretung. Doch nicht auf lange?"

„Bis zu den Ferien."

„Also noch vierzehn Tage. Und dann gehst du mit Mama und Paul nach Bogdanin? Und bleibst wohl bis zum Herbst dort?"

„Ich weiß noch nicht — ich möchte. . ."

„Was möchtest du, Käthchen?"

„Ich möchte weiter unterrichten. Immerzu. Ich möchte noch lange nicht heirathen."

„Aber, Kätzchen!"

Ja, nun war es heraus. Ganz unbewußt, wider ihren Willen. Und da nun der Bann des Schweigens gebrochen und das erste Wort gesagt war, drängte es unaufhaltsam weiter. Wie ein rauschendes Bergwasser, das durch einen Stein gehemmt worden ist und diesen nun endlich beiseite stößt und ungestüm dahinschießt. Käthe mußte reden. Zu lange schon hatte sie geschwiegen, alles in sich hineingefressen. Die Jugend, die des Schweigens, des Sichbeherrschens so ungewohnt ist, forderte stürmisch ihr Recht. Und zu wem sollte sie reden, wenn nicht zu ihm. Wenn er auch Fanny Melzer heirathen würde, was schadete es denn? Heute war er noch ihr alter lieber Onkel Willy, zu dem sie Vertrauen hatte, der hundertmal ihr Beichtvater gewesen war — der einzige, der ihr rathen und helfen konnte.

Das Bild vom guten Hirten und seinem verlorenen Schäflein ließ sie gar nicht mehr los — es fehlte nicht viel, so wäre sie nun doch zu seinen Füßen niedergekniet — so wohl und weh, so erlöst war ihr ums Herz, daß sie nun endlich, endlich sprechen durfte. Aber er hielt sie fest, seinen Arm um sie gelegt und ihren Kopf an seiner Schulter wie in alter Zeit. Was that es, daß es vielleicht zum letztenmal war?

Und Käthe beichtete. Alles kam da heraus, ein wirres Durcheinander und Sichüberstürzen: Daß er seine Pferde lieber hätte wie sie, und für nichts anderes auf der Welt Interesse. Daß er nicht gern arbeitete und nie etwas läse, und über ihre „Bücherweisheit" spotte. Und daß sie beide ganz und gar nicht zueinander paßten. Und daß sie sich so entsetzlich, ja so ganz entsetzlich vor seinen Augen fürchte und vor dem Alleinsein mit ihm — —

Nein, dies letzte war ihr nun doch so herausgefahren, wie konnte sie Onkel Willy das sagen — mit dem sie nun doch auch allein war und vor dem sie sich noch nie gefürchtet hatte?

Sie wurde glühendroth.

Und das Schlimmste, das Allerschlimmste hatte sie ja noch gar nicht einmal gesagt und konnte es auch nicht sagen: Wie tödtlich es ihren Stolz beleidigt, daß ihr Verlobter nicht eins Sinnes mit ihr war und seelenruhig das Geld von Onkel Willy annehmen wollte.

Der Bergrath hatte sie mit keinem Wort unterbrochen. Alles wurde ihm klar, und er begriff auch das Ungesagte. Er hielt das zitternde Mädchen fest im Arm und strich ihr beruhigend über das blonde Haar.

„Mein Kätzchen", sagte er ernst und innig, „mein Herzenskind, das alles ahnte ich ja gar nicht. Du warst vielleicht zu schnell, aber jetzt darfst du nicht eine Uebereilung durch die andere gutmachen wollen. Du mußt dich ernstlich prüfen, Kind. Ihr, kennt euch ja noch gar nicht, aber ihr habt euch doch lieb — da lebt man sich wohl ineinander ein — denn du hast ihn doch lieb, Kätzchen?"

Käthe drückte das Gesicht noch tiefer in seinen Aermel. „Ich weiß nicht, Onkel Willy — — ich glaubte wirklich, ich hätte ihn lieb — und nun. . ."

„Und nun?"

Keine Antwort.

„Nun glaubst du es nicht mehr, Käthe?"

Sie zitterte am ganzen Körper und athmete schwer. Er blickte auf sie nieder, und ihr blondes Haar, das sich weich und duftig an seinem Rockärmel bauschte, auf den schmalen lichten Streifen von Stirn und Wange, den er erspähen konnte — und saß in tiefen und schweren Gedanken. Wie sollte er hier rathen und helfen?

„Käthe!" sagte er auf einmal und hob ihr Kinn hoch, damit sie ihn ansähe. Aber sie hielt die Lider gesenkt; ihr Gesicht war dicht vor ihm, er sah auf ihre Lippen, die weich und kühl und frisch waren wie ein Rosenblatt, die er seit ihren Kindertagen nicht mehr geküßt, und deren er sich so gut, ach, so gut erinnerte. Diese Lippen, die ein anderer seitdem geküßt — ein rasender Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen.

Aber er bezwang sich. Selbstbeherrschung und Wahrheit thaten hier noth, konnten allein noch helfen.

„Käthe, sag' mir die Wahrheit wie vor Gott! Wenn all dieses noch ungeschehen wäre, und du wüßtest alles, wie du es jetzt weißt — würdest du es zum zweitenmal thun?"

Da hob sie, von seinem tiefen Ernst bezwungen, die Augen und sah ihn an. Und las in seinen Augen all die Güte und Nachsicht und väterliche Zärtlichkeit, all die erbarmende Liebe, die er ihr ein halbes Menschenleben lang erwiesen. Und sah tiefer und las auf dem Grunde seiner Seele die mühsam unterdrückte, die mannhaft bekämpfte, schmerzvolle Leidenschaft — und ihre blauen Augen wurden dunkel wie die brandende See. Und das Herz quoll ihr über.

Sie vergaß Fanny Melzer und dachte nur noch an ihn, der gesagt: Zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht du zu mir kommst, ich will dich mit offenen Armen aufnehmen. Und sie war jung und impulsiv und der Selbstbeherrschung ungewohnt — mochte nun kommen, was da wollte, sollte sie sterben für ihre Schlechtigkeit — es mußte heraus! Beide Arme schlang sie um seinen Hals und schluchzte und stammelte mit einer Stimme, die zitternd und wunderlich fremd vor innerem Aufruhr klang:

„Nie, nie, nie — ich kann keinen anderen heirathen — ich kann ja nicht. . ." Und das letzte, leise wie ein Hauch, und vergehend vor Scham und Liebe, in sein Ohr geflüstert: „Ach, ich hab' dich ja so lieb, so lieb — ich möchte immer nur bei dir bleiben —"

„Käthe!"

Er riß ihre Arme von seinem Halse und preßte ihre Handgelenke, als wollte er sie zerbrechen.

„Sprichst du die Wahrheit, Käthe?"

Sie nickte stumm, schuldbewußt.

„Bei mir bleiben — als was?"

Sie wandte den Kopf in stummer Qual und versuchte ihre Hände frei zu machen. Aber er ließ sie nicht los — und ihre Seele, die vor ihm lag, arm und nackt und hüllenlos, zitterte in seiner Hand.

„Was hab' ich gesagt, o Gott, was hab' ich gesagt", murmelte sie mit zuckenden Lippen. Und dann wie ein Todesschrei der Verzweiflung: „Vergiß, was ich gesagt — du hast ja — du willst ja Fanny Melzer heirathen. . ."

„Fanny Melzer — ich?!" Er lachte, wie sie ihn nie im Leben lachen gehört, übermüthig, triumphirend wie ein Knabe. „Wer hat dir denn das Märchen aufgebunden? Mit keinem Gedanken hab' ich je dran gedacht!" Und dann riß er sie an sich: „Käthe, meine Käthe, mein Eigen, dich lieb' ich ja, dich — und keine, keine andere!"

Und er hielt sie in seinen Armen und küßte sie, glühend, andächtig, ehrfurchtsvoll, wie der Mann das Weib seiner Liebe küßt, sie, die Gottes Schöpferhand für ihn allein geschaffen, die bestimmt ist, seines Lebens Krone und Kleinod zu werden.

Und zitternd, wonneselig, hielt Käthe seinen Küssen still. Sie lag an seiner Brust, von seinen Armen dicht und fest umschlossen. Sie fühlte das starke Klopfen seines Herzens — aber sie fürchtete sich nicht, wie sie sich vor der Leidenschaft des andern gefürchtet. Sie war in seinen Händen — die junge Seele, die er erzogen, hatte ihren Herrn und Meister gefunden — die Knospe, die er gepflegt und gehütet, hatte sich ihm erschlossen. Sie dachte und fühlte nichts anderes, als daß ihre Seele den Frieden und alles Glück ihres Lebens gefunden. Was jetzt noch kam, war ihr gleich — mochte der Sturm von allen Seiten über sie hereinbrechen — und er würde kommen, ihre Mutter, Heinz Döbbelin, ihre ganze Verwandtschaft würde über sie den Stab brechen, sie undankbar, treulos und schlecht schelten — was galt es ihr?

Sterben — leben — nach den Wonneschauern dieses Augenblicks, nach der überseligen Ruhe, die jetzt ihr Herz erfüllte, das geborgen an seinem Herzen ruhte, gab es nichts Größeres mehr.

(Ende.)

Anekdotisches von Napoleon.

In der Verbannung auf Elba pflegte Napoleon sich die Abende oft mit Kartenspiel zu verkürzen, an welchem meistens auch seine Mutter theilnahm. Dabei mogelte der Kaiser, der ebenso ungern am Kartentisch wie auf dem Schlachtfelde verlor, ganz offenkundig, „pour corriger la fortune". Von den Mitspielenden war damit am wenigsten „Madame mère" zufrieden, die gern einige Goldstücke als Gewinn einheimste und sie sich nun auf unrechtmäßige Weise durch ihren kaiserlichen Sohn entgehen sah. Eine Zeitlang begnügte sie sich damit, ihm ihr Mißfallen durch ein sehr deutliches Mienenspiel zu erkennen zu geben, aber das schien ihm eher spaßhaft als unangenehm zu sein, denn er mogelte nur um so schlimmer. Schließlich, wenn es mit ihrer Geduld und Selbstbeherrschung zu Ende war, rief sie sittlich entrüstet in ihrer komischen Aussprache aus: „Napoleon, vous vous trompez, je vous assure!" Der Kaiser warf dann die Karten durcheinander, steckte den Gewinn in die Tasche und verschwand. Am folgenden Morgen ließ er denen, die durch seine Mogelei verloren hatten, ihr Geld zurückgeben, nur seiner Mutter nicht und wenn diese sich darüber beklagte, erwiderte er ihr: „Du bist reicher als ich!" Und damit sagte er zu jener Zeit nicht zu viel, denn sie hatte sich aus den Tagen seiner Kaiserherrlichkeit eine sehr bedeutende Summe erspart.

Niemals trat der Widerwille Napoleons gegen schwarze und weiße Kleider deutlicher zutage als auf Elba. Als seine Schwester Pauline Borghese, die bei ihm zum Besuch weilte, eines Abends zu einer Ballfestlichkeit in einem schwarzen Sammetkleide erschien, befahl er ihr vor aller Welt, sich sofort zu entfernen und ein anderes Kleid anzuziehen. Ein andermal betrat sie den Salon in einer weißen Robe, die sie sich aus Paris hatte verschreiben lassen. Bei ihrem Anblick rief der Kaiser entsetzt aus: „Madame, Sie sind ja à la Victime gekleidet! Kleider und Haartracht à la Victime waren nach der Schreckenszeit in die Mode gekommen und erinnerten an die Tracht, in der diese weibliche Opfer ihren letzten Gang angetreten hatten.

Hilfe in der Noth.

Der Dorfnachtwächter, mit Namen Schneizle, sitzt Abends in höchst pflichtverletzender Weise in der Schenke und hat eben sein Bier ausgetrunken, als ganz unverhofft der äußerst strenge Bürgermeister eintritt.

Schon erwartet Schneizle das obrigkeitliche Hagelwetter, da hebt ganz unvermuthet in einer Ecke zwischen zwei Gästen ein riesig großer Streit an. Schneizle schaut hin und sieht, wie ihm einer der Lärmer ganz verstohlen zuzwinkert. Da wird Schneizles Geist wieder gegenwärtig und mit Donnerstimme spricht der Gefaßte:

„Ruhe sag i! Geht's denn scho' wieder los!?"

Er war gerettet.

— Ein Mustergatte. „Du", sagt ein Nachbar zum andern, „das liebe ich mir aber von meiner Alten denn doch nicht gefallen; wie du neulich Nachts etwas spät aus dem Wirthshaus kamst, soll sie dich ja ausgesperrt haben?" — „Das schon", erwiderte der Brave sanft, „aber die Sache ist schon wieder ausgeglichen!" — „Sie hat dich wohl um Verzeihung gebeten?" — „Das nicht, aber sie hat mich am andern Tage — eingelassen!"

Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Der Kampf gegen die Blindheit.

Die Zahl der Blinden ist durch den Krieg leider bedeutend gestiegen. Um so intensiver muß der Kampf der Aerzte gegen die Blindheit einsetzen. Denn die Blindheit läßt sich leichter verhüten als heilen, wenn sie schon einmal eingetreten ist. In der „Med. Klinik" sagt der Greifswalder Professor Dr. Walter Löhlein die „Aufgaben des praktischen Arztes im Kampfe gegen die Blindheit" in einem sehr lehrreichen Aufsatz zusammen, der die weiteste Verbreitung verdient. Der größte Fortschritt ist die sogenannte Prophylaxe von Credé. Jedem Neugeborenen wird eine 1-proz. Höllensteinlösung in den Bindehautsack eingeträufelt. Viele Frauen leiden an Gonorrhoe, ohne daß sie es wissen. Die Gonorrhöe wird auf das Kind übertragen und unheilbare Blindheit ist oft die Folge. Löhlein betont, daß augenkranke Säuglinge sofort ins Krankenhaus zu kommen haben. Sie werden erst zu spät zum Augenarzt gebracht. Die Behandlung ist sehr schwierig. Dies stellt aber so hohe Anforderungen an die Pflege, wie sie in einem kleinen Haushalt, in dem gleichzeitig die Wochenpflege stattfinden soll, kaum erfüllt werden können. Nur so erklärt sich, daß man eine so große Zahl gonorrhöisch infizierter Neugeborener am fünften bis zehnten Tage in einem völlig hoffnungslosen Zustand in das Krankenhaus aufnehmen muß, obwohl vielleicht der Arzt durchaus richtige Anordnungen getroffen und auch die Angehörigen oft nach Möglichkeit denselben zu genügen verursacht haben. In diesen vierzehn Tagen entscheidet sich das Schicksal so manchen Kindes, und diese Erkenntnis müßte über die Hindernisse, die einer Verlegung in die Klinik ja sicher oft entgegenstehen, hinweghelfen.

Fast noch häufiger als bei der kindlichen Infektion mit Gonokokken greift beim Erwachsenen der Prozeß von der Bindehaut auf die Hornhaut über, und führt zu hochgradiger Schwachsichtigkeit, wenn nicht zu völligem Verlust der Sehkraft. Für den Arzt ergibt sich daraus die unbedingte Pflicht, bei der Behandlung von Patienten auf die große Gefahr der Uebertragung der Keime auf die Augen durch Unsauberkeit — namentlich bei der Selbstbehandlung — energisch immer wieder hinzuweisen.

Noch wichtiger sind die Ausführungen des erfahrenen Augenarztes über das Schielen der Kinder und seine Folgen für das Leben. Das eine Auge verliert leicht die Sehkraft, wenn es nicht rechtzeitig behandelt wird. Da in dieser Hinsicht falsche Auffassungen sehr verbreitet sind, die unseren jetzigen Kenntnissen vom Wesen des Schielens durchaus nicht gerecht werden, so mag es erlaubt sein, etwas näher auf die Frage einzugehen. Das Schielen entwickelt sich in seiner häufigsten Form im allgemeinen in den ersten sechs Lebensjahren. Eine weitverbreitete Ansicht, die nicht nur in den Laienkreisen besteht, sondern vielfach von den Aerzten älterer Schulen genährt wird, geht nun dahin, daß dieses sehr häufige und in hohem Grade erbliche Einwärtsschielen sich in den späteren Jahren verwachse, das heißt, einer Selbstheilung fähig sei. In der Tat sehen wir nicht so selten die auffallende Erscheinung der Ablenkung eines Auges nach innen von der Fixierlinie in den zwanziger Jahren ganz oder fast ganz verschwinden. Ist aber damit eine Selbstheilung erfolgt? Durchaus nicht! Der kosmetische Fehler zwar, der ja für die Eltern meist das Maßgebende ist, hat sich mehr oder weniger verloren, aber etwas anderes ist gleichzeitig unwiderbringlich verloren gegangen: Die Sehkraft des schielenden Auges. Und dies hatte fast stets vermieden werden können, wenn die Eltern nicht durch die trügliche Hoffnung auf Selbstheilung davon abgehalten worden wären, eine gründliche Behandlung rechtzeitig vornehmen zu lassen. Wäre ein solches schielendes Kind in seinem dritten, vierten oder fünften Lebensjahre vom Augenarzte untersucht worden, so wäre sein Brechungsfehler korrigiert, die Sehfähigkeit des schielenden Auges hierdurch sowie durch zeitweise Ausschaltung des gutsehenden Auges mittels Verbandes oder Atropins systematisch erzogen, und so — meist ohne Operation — nicht nur der kosmetische Fehler beseitigt, sondern der viel wichtigeren Erblindung des Schielauges vorgebeugt worden. Welche Bedeutung eine solche rationelle Behandlung in den hier allein in Betracht kommenden ersten 6 bis 8 Lebensjahren haben kann, das lehrt der erste beste Fall, indem einem solchen nicht behandelten Schielenden durch einen unglücklichen Zufall das gutsehende Auge durch Verletzung oder Erkrankung funktionsunfähig wird. Nun soll das Schielauge in die Bresche springen, aber es hat längst seine Sehkraft eingebüßt und ist der ungewohnten Aufgabe nicht mehr gewachsen. Es ergibt sich daraus die Pflicht für den praktischen Arzt, der fast stets zuerst von den Eltern um Rat gefragt wird, den Schielenden, auch wenn es zunächst nur ein periodisches Schielen ist, so früh wie möglich einem Augenarzt zur Untersuchung und Behandlung zuzuführen. Bei deren Durchführung wird er gute Dienste leisten können, wenn er die Eltern darüber belehrt, daß auch ein dreijähriges Kind die etwa verordnete Brille ohne Gefahr tragen kann, und wenn er die etwa notwendig werdende Atropinbehandlung des nichtschielenden Auges überwacht. Er wird dann oft genug die Freude erleben, daß das Sehvermögen des schielenden Auges in kurzer Zeit ganz außerordentliche Fortschritte macht und sekundär auch die Schiefstellung aufgeben wird. Die Voraussetzung für den Erfolg ist aber, wie gesagt, daß die Behandlung nicht in der Hoffnung auf eine Selbstheilung über das sechste oder achte Lebensjahr hinaus verschoben wurde.

Man sieht, es bedarf keiner erheblichen spezialärztlichen Kenntnisse, um den Augenkranken einer Allgemeinpraxis in wichtigen Fragen der Prophylaxe ein wertvoller Berater sein zu können. Wer als Hausarzt die Augen offen hat, der wird nicht nur bald seine Familien mit erblicher Schielanlage kennen, sondern er wird auch bald Familien herausfinden, in denen hohe gefährliche Grade der Kurzsichtigkeit erblich sind, die oft zur mehr oder weniger vollständigen Erblindung führen. Kennen wir auch keine Mittel, diesen trostlosen Verlauf mit Sicherheit zu verhüten, so wissen wir doch, daß durch übertriebene Naharbeit offenbar begünstigt wird. Man wird daher bei der Berufsberatung solcher junger Leute mit hoher Myopie energisch darauf hinwirken, daß sie nicht Berufe ergreifen, die hohe Anforderungen an die Naharbeit stellen — meist findet man die hohen Myopen als Schreiber bei Rechtsanwälten und auf allen möglichen Bureaus beschäftigt.

Groß ist das Gebiet der Verletzungen, die das Auge mit Erblindung bedrohen, und gerade hier wird fast stets der praktische Arzt der erste sein, der einzugreifen hat und von dessen richtigen Maßnahmen der leichtere oder schwerere Verlauf des einzelnen Falles in hohem Grade abhängt. Drei Aufgaben sind es, durch deren Erfüllung einer Erblindung durch Verletzung vorgebeugt werden kann: 1. Die Verhütung der Verletzung an sich. Sehr viele Gewerbe bedingen durch die Art der Arbeit, die sie erfordern, eine erhebliche Gefährdung der Augen durch abspringende Teile (Stein-, Stahl-, Kupfer-, Holzsplitter usw.) Der Arzt kann in seiner Eigenschaft als Kassen- oder Gewerbearzt, oder als beamteter Kreisarzt die Häufigkeit derartiger Verletzungen erheblich einschränken. Er muß darauf dringen, daß in derartigen Betrieben die vorgeschriebenen Schutzbrillen oder Drahtmasken nicht nur vorhanden sind, sondern auch getragen werden. Vielfach kann der dadurch bedingte Schutz erheblich verstärkt werden, indem die einzelnen Arbeitsplätze durch Schutzwände aus Glas oder Drahtgeflecht voneinander getrennt sind. Der Arzt wird ferner dahin wirken müssen, daß zu solchem Berufe nicht Leute zugelassen werden, die durch schlechtes Sehvermögen gezwungen sind, sich der Arbeit besonders zu nähern und damit sich der Gefahr der Verletzung besonders stark aussetzen. Im Falle, daß unkorrigierte Berechnungsfehler die übertriebene Annäherung des Auges notwendig machen, wird der Arzt die entsprechenden Gläser verordnen.

Löhlein bespricht die Bedeutung des grünen Stars, dessen rechtzeitige Diagnose den Menschen vor Erblindung bewahrt. Er weist auf den Zusammenhang von Augenleiden mit Nasenhöhlenerkrankungen hin, da die Eiterung von der Nasenhöhle auf die Augenhöhle übergreift. Er vergißt nicht an die Schäden des Alkohols, (besonders des Methylalkohols, der zu dauernder Erblindung führen kann), des Nikotins, des Bleies zu erinnern und verweist darauf, daß es Medikamente gibt, welche zu Entzündungen der Sehnerven führen. Auch das Atropin dürfe nur mit großer Vorsicht gebraucht werden.

Schließlich weist er darauf hin, daß die optischen Hilfsmittel eine ungeahnte Steigerung erhalten haben. Mit der Zeißschen Fernrohrbrille könnten Menschen mit ganz geringer Sehkraft ihren bisherigen Beruf fortführen.

So beschränkt sich die Mitarbeit des praktischen Arztes im Kampfe gegen die Blindheit nicht allein auf das außerordentlich dankbare Gebiet der Prophylaxe, sondern manchem, der für blind gilt, wird er die Fortschritte der augenärztlichen Therapie zugänglich machen und so dazu helfen können, daß aus einem Rest von Lichtempfindung ein nutzbares Sehvermögen, aus einem Vegetieren wieder ein Leben wird.

* * *

Mode und Körperhaltung.

Kein zorniger, moralischer Angriff auf die Mode! Ich bin zwar Turnerin und sportfreudig, aber es wird mir nicht einfallen, das Recht auf Mode zu bestreiten. Auch der Wechsel in der Mode ist berechtigt, der scheinbar launenhafte Wunsch nach Abwechselung in der Kleidung, der Wunsch, in reizenden Verkleidungen neu zu gefallen, zu verblüffen und Freude zu erregen. Und wenn die Mode es zu toll treibt, auch dann keine strenge Empörung, sondern höchstens ein Lächeln über das Zuviel. So lange bloß die Kleider geändert werden, kann ich tolerant sein.

Mein Lächeln hört aber auf, wenn die Mode den Körper verändert und deformiert. Ich bin durchaus gegen derbe, genagelte Schuhe auf der Tauentzienstraße, aber über chinesische Schuhe kann ich nicht lächeln. Damit springe ich schon in mein Thema: Wie wirkt der so beliebte, allzuhohe Stöckelschuh? Vor allem wird der Fuß (da der Schuh nach Maß leider infolge der abnormen Preise selten geworden ist) leicht wund; der Fuß der eng im Schuh mit allzuhohem Stöckel sitzt, verliert an elastischer Beweglichkeit das Knie wird etwas gebeugt und, um das Gleichgewicht des Körpers herzustellen, der Bauch deutlich vorgestreckt. Das hat wieder einen leichten Buckel zur Folge. Man kann diese Modehaltung hundertmal am Tag beobachten, in Salons, im Theater, in Modezeitschriften. Immer sind da die Schultern nach innen vorgeschoben, hierdurch entsteht ein runder Rücken, eingedrückter, flacher Brustkasten, und der Kopf hängt ein wenig nach vorn. In Kleidern hat man sich an diese entartete Körperhaltung leider schon ein wenig gewöhnt, aber wer, wie ich in meiner Schule, Gelegenheit hat, diese jungen Körper nackt zu sehen, der fährt erschrocken zurück — vorausgesetzt, daß man noch den Blick dafür hat. In den Ausstellungen Berliner Expressionisten habe ich allerdings zuweilen mit Schrecken festgestellt, daß manchech Maler dieser entstellte Körper oft schon als etwas Selbstverständliches und Lebenswürdiges erscheint.

Der Körper läßt eine Zeitlang mit sich spielen. Gelegentliche Experimente ignoriert er, aber die Gewohnheit schlechter Haltung bestraft er unerbittlich. Diese modische Körperhaltung hat zur Folge, die Muskeln des Bauches und des Brustkastens werden verkürzt, die Rückenmuskeln verlängert, die Bänder zu allen Gelenken der Brust- und Halswirbelsäule werden vorn verkürzt und hinten verlängert. Auf die Dauer wird so die Wirbelsäule steif und unbeweglich. Die steife Wirbelsäule wieder erzeugt steife und unbewegliche Rippen; das bedeutet geringe Erweiterung des Brustkorbes und schlechte Atem-Möglichkeiten, also schlechte Lüftung der Lungen, weniger Sauerstoff ins Blut. Deshalb ist der Teint der Mädchen und Frauen mit der modischen, schlechten Körperhaltung auch meistens allzublaß bis in Grünlichbleiche. Ohne gute Lunge gibt es keine Ausdauer im Gehen, Steigen, Laufen. Solange diese Geschöpfe in schlechter Haltung sitzen oder stehen, wird ihre geringe körperliche Beweglichkeit nicht gleich offenbar, aber was für ein Gestrippel ist das schon in einem langen Gang durch einen Saal oder durchs Parkett des Theaters! Bei den Jungen hat man immerhin noch die Hoffnung auf eine mögliche Korrektur, doch wird die gewohnheitsmäßig schlechte Haltung bei noch gar nicht alten Frauen schon mit einer Greisenhaltung gebüßt. Doch auch das schönste Mädchen, das sich nicht frisch bewegen kann, enttäuscht, und schließlich erinnert man sich der natürlichen Erkenntnis: ein Mädchen, das nicht laufen kann, ist häßlich.

Der Schönheitsbegriff einer frohen und gesunden Rasse führt weit weg von diesen allzu passiven, affektierten Posen. Ein körperlich frisches Volk kann den Begriff der Anmut nicht trennen von der Fähigkeit der möglichst vollkommenen Beherrschung des Körpers. Diese Beherrschung des Körpers erreicht man freilich nur durch Arbeit an seinem Leibe. Für die körperlich bestentwickelten Typen, für Schweden und Amerikaner, ist Gymnastik und Sport unerläßliche Voraussetzung. Auch eine Künstlerin von so hohem, seelischen Ausdrucksvermögen wie Eleonore Duse hat Tag für Tag schwedische Gymnastik getrieben, in der richtigen Dosierung natürlich, ohne Rekord-Ehrgeiz, nur mit dem beharrlichen Wunsche, die größte Beweglichkeit und damit Ausdrucksfähigkeit des Körpers zu erhalten. Auf einer Reise, die ich mit der Duse durch Süd-Amerika machte, hat sie nicht einen Tag die gymnastische Arbeit ausgesetzt. Alle diese schönen Frauen haben auch die einseitig intellektualistische Entwicklung zu vermeiden getrachtet, im Sinne jener harmonischen Körperkultur der Griechen, die Plato in den Satz zusammengefaßt hat: „Wer nur seinen Geist pflegt, der hinkt." Vor diesem Schönheitsideal kann das trippelnde Geschöpf in schlechter, modischer Haltung nicht bestehen.

Ein Volkskunde-Amt des Wandervogels.

Wie in der Zeitschrift „Hessenland" mitgeteilt wird, ist aus der Wandervogelbewegung heraus ein „Volkskunde-Amt" ins Leben gerufen worden, das sich die Aufgabe stellt, die verschiedenen Sagen, Märchen, Sprichwörter, Sitten und Gebräuche der einzelnen Gaue Deutschlands vor völliger Vergessenheit zu bewahren und die Sammlungen in möglichst billigen Büchern dem Volke allgemein zugänglich zu machen. Das neubegründete Amt rechnet mit der Mitarbeit aller, die an der Erhaltung unserer Volksbräuche und an der Pflege unserer Volkskunde Interesse haben.

Für die Küche.

Feiner Reispudding. ¾ Tasse Reis, 1 Tasse Wasser, 3 Tassen heiße Milch, ½ Teelöffel Salz, 1 Eßlöffel Butter, ein Stückchen Vanille, 1 Tasse kalte Milch. Man läßt den Reis für 2 Minuten in dem Wasser ziehen, gibt die heiße Milch hinzu und läßt ihn 15 Minuten kochen. Dann nimmt man ihn vom Feuer, mischt Salz, die Butter und Vanille darunter. Eine geeutterte Form wird mit dem Reis gefüllt, die kalte Milch darübergegossen, zugedeckt und die Speise etwa zwei Stunden gebacken. Warm servieren.

Hülsenfrüchte zu kochen. Um Hülsenfrüchte verdaulicher zu machen, ohne durch Abgießen der ersten Kochbrühe ihren Nährwert zu verringern, weicht man die Erbsen, Linsen und Bohnen nach dem Waschen 23 Stunden in kaltem weichen Wasser ein (Wasser kann durch Zusatz einer Messerspitze Natron weich gemacht werden.) Dieses Wasser löst die schwerverdaulichen Bestandteile der Früchte auf, darf deshalb vor dem Kochen nicht abgegossen, sondern muß mit den Linsen oder Erbsen zugleich aufgesetzt werden.

Blumenkohlsalat (sehr fein). Ein großer Kopf Blumenkohl wird in kleine Röschen zerteilt, der Strunk geschält und in dicke Scheiben geschnitten, und alles in Salzwasser nicht zu weich gekocht. Ein Stück Butter wird zu Sahne gerieben, langsam unter beständigem Rühren drei Löffel Oel hinzugefügt, sowie Salz und Pfeffer, zwei Löffel Essig und zwei Löffel saure Sahne. Ist diese Mayonnaise zu scharf, so verdünnt man sie mit etwas von dem Blumenkohlwasser. Wünscht man sie sehr pikant im Geschmack, so fügt man etwas geriebene Zwiebel und einen Kaffeelöffel voll mit etwas Essig angerührtem Senf hinzu. Nun nimmt man von dem Blumenkohl einige besonders schöne Röschen, taucht sie zunächst in die Mayonnaise und legt sie zurück. Das übrige vermengt man recht vorsichtig, damit nichts brödelt, mit der Sauce, gibt es in eine Kristallschüssel, gießt die noch etwa zurückbehaltenen Blumenkohlröschen obenauf. Sehr schön sieht es aus, wenn man diesen Salat unmittelbar vor dem Gebrauch mit etwas Tomatenpüree nett verziert.

Sandtorte. 1. 5 Unzen Stärkemehl, 5 Unzen Zucker, 5 Unzen Butter, Schale eine Zitrone, 10 Eier. — Zucker und Eidotter schaumig rühren, in einer andern die Butter ebenso. Dann beides vermischen, die an Zucker abgeriebene Zitronenschale, dann das Mehl und schließlich den Schnee der Eiweiße darunter ziehen, in nicht zu heißem Ofen backen. — 2. 1 Pfund Kartoffelmehl, 1 Eßlöffel Weizenmehl, 1 Pfund Zucker, 1 Pfund frische, ungesalzene Butter, 6 ganze Eier, 6 Eidotter, Zitronenschale an Zucker abgerieben, 2 Eßlöffel feinsten Rum. — Butter schmelzen, sich setzen lassen, klar abgießen und erkalten lassen. Zu Schaum rühren, nach und nach unter stetem Rühren, immer ein Ei ein Dotter, ein Löffel Zucker, ein Löffel Mehl hinein rühren, bis das vorhergehende völlig verbunden ist, es dauert gewöhnlich eine Stunde lang. Den Rum gibt man nicht rührend, sondern den Teig nur immer locker hebend, hinein. Die Tortenform mit bestrichenem Papier auslegen, bei mäßiger Hitze eine Stunde backen, nicht eher aus der Form nehmen, bis sie völlig erkaltet ist, sonst bricht sie.

Barszcz. oder **Barsch.** Die polnische Nationalsuppe wird aus dem Saft von roten Rüben bereitet, die im Herbst wie Krautköpfe im ganzen mit Salz in Fässer eingelegt werden. Wenn der Saft genügend gesäubert ist, schöpft man die nötige Menge, etwa ½ Quart davon aus dem Faß, verdünnt ihn mit Wasser, kocht 1½—2 Pfund fettes Rindfleisch oder Schweinefleisch mit Salz, Gewürzen und Wurzelzeug, auch etwas Majoran darin weich, fügt einige der roten Rüben, etliche Zwiebeln und Weißkraut feingeschnitten hinzu, eben eine harte, in dünne Scheiben geschnittene Knackwurst und läßt alles mit dem Fleisch verkochen. Man schneidet dann das weichgekochte Fleisch in kleine Stücke, fügt noch allerhand vorhandene Bratenreste am besten von Geflügel, hinzu und tut das Fleisch in die Suppenterrine. Die Brühe wird durchgesiebt, mit einem Löffel, in saurem Rahm vermischten Mehl verdickt und noch einmals aufgekocht, mit einem Eidotter abgezogen und über das Fleisch geschüttet. An Fasttagen verkocht man den Rübensaft mit kleinen Fischen und serviert sie mit den Fischfleisch und gerösteten Brotwürfeln. Anstelle von Rindfleisch kann man auch gebökeltes Schweinefleisch, Füße oder Ohren nehmen.